

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Suche nach Seelsorge

ISSN: 0555-9308

41. Jahrgang, 2021-2

Pastoral in der Pandemie: eingeschränkte Sichtweisen Diskussionsbeitrag zur Umfrage unter Pastoralreferent*innen der deutschen Bistümer

Abstract

Die Corona-Pandemie zeitigt auch in der Pastoral gravierende Auswirkungen. Neben den zwischenzeitlich ausgesetzten Gottesdiensten waren und sind auch viele seelsorgliche Angebote nicht wie gewohnt möglich: Für die nachhaltig beeinträchtigten Kontakten gibt es nur begrenzt adäquate Alternativen, bisherige Selbstverständlichkeiten stehen auf dem Prüfstand. Eine Umfrage des Berufsverbands der Pastoralreferent*innen in Deutschland zeigt auf, welche tieferliegenden Defizite zutage getreten sind. Fragen von Haupt- und Ehrenamt, von Beteiligung und Kirchenbildern werden offensichtlich. Die Vielzahl qualifizierter Einzelantworten stellt Material dar für weitere Untersuchungen. Die vorliegende Auswertung arbeitet erste Aufgaben- und Weichenstellungen für eine Kirche heraus, deren Zukunft von weit mehr als dem Ende der Pandemie abhängt.

The COVID-19 pandemic has had a great impact on pastoral work. Although some restrictions were only temporary, such as the suspension of religious services and gatherings, pastoral work is still highly affected by the pandemic. How to adequately substitute face-to-face contact? The professional role of pastoral workers has been under scrutiny for months. A survey among this group in Germany carried out by the "Federal Association of Pastoral Assistants" confirms the current deficits and illuminates even deeper structural problems and questions, such as the relationship between pastoral staff and volunteers in the parish, the possibilities of participating in decision-making processes, and the ongoing dialog about the conception of church. The research is based on evaluations of individual interviews. Yet this article focuses on the issues, responsibilities, and priorities for the future development of pastoral work that is being challenged not only by the COVID-19 pandemic.

Die Corona-Pandemie hatte (und hat) sowohl Auswirkungen auf die Ausgestaltung der Pastoral als auch auf die Identität der Seelsorgenden. Eine quantitative Studie (mit qualitativen Elementen) des Berufsverbandes der Pastoralreferent*innen Deutschlands (BVPR) hat dies untersucht. Dabei wirken auch binnenkirchliche Diskussionen hinein, denn in diesem Zeitraum erschienen einige Impulse aus dem Vatikan sowie der Deutschen Bischofskonferenz, die manche Praktiken legitimieren oder ablehnen.¹

¹ Instruktion der Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche vom 29.6.2020. Motu propri „Spiritus Domini“ vom 10.1.2021; Glaubenskongregation, „Responsum ad dubium“ über die Segnung von Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts vom 15.3.2021; Abschlussbericht des Ständigen Rats der deutschen Bischofskonferenz zur Qualitätssicherung der Priesterausbildung in Deutschland vom 23.6.2020 bzw. vom 25./26.1.2021; Motu proprio „Antiquum ministerium“ vom 10.5.2021.

Es scheint, dass sich in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit die Schlagworte der „leeren Kirchen“² und der „Kirche, die viele im Stich gelassen hat“³ gefestigt haben. Diese ekklesialen Effekte werden von Wolfgang Beck zugespitzt in der Paraphrase „Die Seelsorger*innen arbeiten nur sonntags und die anderen in der Kirche gar nicht.“ Wenn dem so wäre, würde umso mehr gelten: „Eine Kirche, die nicht sichtbar ist, hilft nicht.“⁴

Wie kann nun Kirche beziehungsweise Seelsorge sichtbar werden? Und vor allem: Wie kann sie wirksam werden – im Sinne ihres Auftrags, für Menschen hilfreich da zu sein? Unabhängig von Marketingfragen macht die Auswertung der Umfrage deutlich, dass unterschiedliche Erwartungen zugrunde liegen, die eine unterschiedliche Ausrichtung erfordern. Auch nach einem möglichen Ende von pandemie-bedingten Einschränkungen gilt es, sich ebenso nüchtern wie kritisch mit diesen Divergenzen auseinanderzusetzen, um Pastoral verantwortbar und theologisch fundiert zu gestalten. Darin liegt der intendierte Mehrwert der Umfrage bzw. der folgenden Darlegungen.

Dafür werden im ersten Abschnitt nach einer kurzen Vorstellung der BVPR-Umfrage einige markante Ergebnisse hervorgehoben. Wird hierbei zunächst angesetzt bei der angesprochenen Sichtbarkeit von Kirche in der (pandemie-geplagten) Öffentlichkeit, sind damit zugleich tiefgreifende Fragen des Selbstverständnisses berührt – von Kirche „als solche“ wie auch ihrer Akteur*innen. Im Zuge dessen arbeitet der zweite Abschnitt einige in der Umfrage zutage getretene Dynamiken im „Maschinenraum“ von Kirche während der Pandemie heraus, um daraus Impulse (bzw. Korrektive) für eine zukünftige Ausrichtung zu identifizieren.

Diese Doppelstruktur beruht auf dem interpretatorischen Axiom, die (subjektiv) wahrgenommenen resp. öffentlich proklamierten Defizite von Kirche nicht zu „neutralisieren“ mit einem Verweis auf die vorübergehenden Umstände oder auf achtbaren Aktionismus „hinter den Kulissen“. Vielmehr ist eine Relation (an-)zu erkennen zwischen dem, was unter Corona bei Kirche angefragt bzw. vermisst wurde und latent wirkenden Kontroversen über die zentralen Aufgaben von Kirche und Seelsorge.

Dabei werden Gewohnheiten wie beispielsweise Leitung nach can. 517/2 abgelehnt, andere wie Kommunionausteilung durch Frauen endlich anerkannt. Die Ausbildung von Pastoral- und Gemeindereferent*innen wird in der Priesterausbildung subsummiert, ohne deren spezifischen Eigenheiten in den Blick zu nehmen.

² Vgl. Tomás Halik, Auf dem Weg in die Tiefe. In: Die Zeit, vom 1.4.2020, Beilage „Christ & Welt“.

³ Vgl. Christine Lieberknecht, „Die Kirche hat Hunderttausende Menschen alleingelassen“ (im Interview durch Claus Christian Malzahn), in: Die Welt, 18.5.2020.; „Die Kirchen habe keine Antworten gegeben“ (Kardinal Woelki), in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4.9.2020. Heribert Prantl schreibt: „Die Religionsgemeinschaften haben den ‘Abstand’ zur neuen Form der Nächstenliebe erklärt.“ (Heribert Prantl, Was war mit Glaube, Liebe, Hoffnung?, in: Süddeutsche Zeitung vom 7.8.2020).

⁴ Wolfgang Beck, Professor für Pastoraltheologie an der Philosophisch-Theologischen Fakultät St. Georgen, bei seinem Impulsreferat bei der BVPR-Delegiertentagung am 16.3.2021.

Vorstellung der Umfrage

Anlass und Aufbau der BVPR-Umfrage

Den BVPR erreichte im Herbst 2020 eine vorsichtige Anfrage der Kommission „Geistliche Berufe“ der Deutschen Bischofskonferenz zu einem Statement, wie sich die Pastoral infolge der Corona-Pandemie auswirke. Daraufhin entschied sich der BVPR-Vorstand für eine quantitative Erhebung mit qualitativen Elementen unter den pastoralen Hauptamtlichen.⁵ Erhoben werden sollten dabei Stimmungsbilder zu den veränderten Arbeitsbedingungen, aber auch Einschätzungen zur beruflichen Identität und Zusammenhänge mit binnenkirchlichen und gesellschaftlichen Diskursen.

Kommuniziert wurde der Online-Fragebogen über die beiden Berufsverbände der Pastoral- (BVPR) und Gemeindefereferent*innen (BVGR). Zwar wurden die Kolleg*innen eingeladen, den Fragebogen im jeweiligen Seelsorgeteam weiterzuleiten, was sich aber kaum abzeichnet, denn unter den Antwortenden finden sich nur vier Diakone und kein einziger Priester. Dies markiert bereits eine Besonderheit: den Blickwinkel der hauptamtlichen „Laien“ (Gemeinde- und Pastoralreferent*innen), und darin überwiegend von Frauen (58%).

Im Zeitraum vom 2.11. bis 13.12.2020 konnten die Fragen beantwortet werden. Es wurden 384 Datensätze ausgewertet, von denen 339 vollständig und 45 teilweise ausgefüllt worden sind. Dies entspricht 4,8% der Pastoral- und Gemeindefereferent*innen⁶, die in den deutschen Bistümern tätig sind.

Die Altersstruktur der Antwortenden wird angegeben mit: 19,3% (Geburtsjahrgänge 1951 bis 1960), 39,9% (1961–1970), 23,7% (1971–1980), 15,1% (1981–1990) und 2,1% (1991 und jünger).⁷

Für die Pastoral hat diese Alterspyramide der Seelsorger*innen insofern Bedeutung, als eine große Kohorte von ihnen in den nächsten Jahren in den Ruhestand eintreten

⁵ Aus Zeitgründen wurde dabei auf wissenschaftliche Standards wie Vorinterviews oder Formulierung von zu überprüfenden Thesen verzichtet. So stellen die Ergebnisse gewissermaßen einen Ausgangsbefund dar, der in weiteren Forschungen zu festigen ist. Die Dokumentation der BVPR Umfrage (nachfolgend abgekürzt: BVPR-Umfrage) möchte dazu ermutigen. Sie ist abrufbar unter: <https://www.bvpr-deutschland.de/projekte/seelsorge-in-corona-pandemie/> (Hier und für alle folgenden Links: Stand 6.12.2021).

⁶ Vgl. Kontinuierliche jährliche Erhebung statistischer Eckdaten über Priester, Diakone und andere hauptamtliche Mitarbeiter/innen in der Pastoral 2019. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz vom Mai 2020.

⁷ BVPR-Umfrage, Frage A2: Diese Altersstruktur erscheint typisch. Es gibt keine bundesweite Statistik über die Altersstruktur der pastoralen Berufsgruppen. Dennoch ist bekannt, dass die „Baby-Boomer“-Jahrgänge überproportional vertreten sind. Dies deckt sich mit einer BVPR-Erhebung von 2015–2017, worin der*die durchschnittliche Pastoralreferent*in im März 1967 geboren ist („Berufsgruppensynopse“. Eine vergleichende Standortbeschreibung der Pastoralreferent*innen in den deutschen Diözesen, S. 8, <http://go.wwu.de/em1g5>).

wird. Für den Anlass der BVPR-Umfrage ist ebenso bedeutsam, dass Personen ab 60 Jahren während der Corona-Pandemie als Risikogruppe bezeichnet werden; hiervon sind also mindestens 19,3% der Kolleg*innen selbst betroffen.

Bemerkenswert an der Umfrage ist, dass die Möglichkeit, Kommentare zu setzen – und damit qualitative Daten zu generieren – in einem sehr hohen Maße angenommen wurde. Diese zahlreichen Erläuterungen zeigen eine hohe Motivation der PR/GR, die eigenen Arbeitsfelder genauer darzustellen und die Erfahrungen in der Pandemie auch theologisch zu reflektieren.

Die Items sind in Abschnitte von A bis G untergliedert, die jeweils verschiedene Schwerpunkte setzen: Nach den statistischen Abfragen geht es etwa um Fragen zur erlebten Relevanz von Kirchen während der Pandemie (Abschnitt C), um Erfahrungen in verschiedenen Arbeitsbereichen von Seelsorge (D bis F) sowie deren theologische Reflexion (Abschnitt G). Im nachfolgenden Text wird auf einzelne Items oder Statements Bezug genommen mittels Angabe dieser Abschnitte, gefolgt von der Nummer der einzelnen Frage (z.B. „G3“); Seitenzahlen beziehen sich auf die ebenfalls abrufbare Gesamtauswertung auf der Homepage des BVPR.

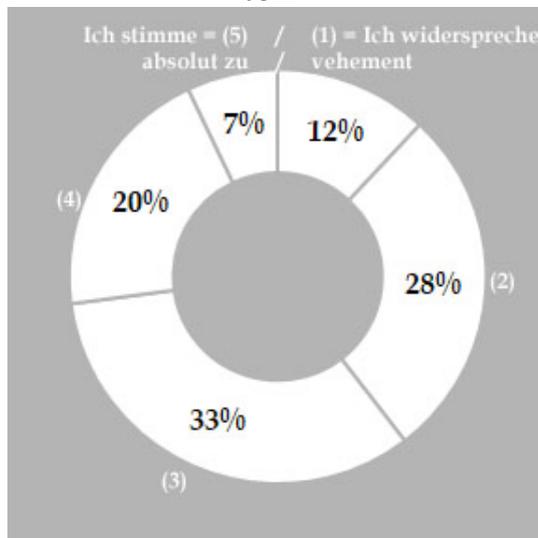
Sichtbarkeit von Kirche: Divergenzen zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung

In einem ersten dieser Fragenkomplexe wird ein Zustimmungswert erfragt zu „Fremdwahrnehmungen“, formuliert als Aussagen „Die Kirche hat in dieser Pandemiezeit keine Antwort auf Krankheit, Leben und Tod gegeben“ und „Die Kirche ist in dieser Pandemiezeit ihrem Auftrag nicht gerecht geworden.“⁸ Mit diesen Thesen einer ehemaligen Ministerpräsidentin (zugleich evangelische Pfarrerin) und eines Kardinals wird auch die Frage nach der Relevanz von Kirche (und Pastoral?) gestellt. Die Ergebnisse dieser aufschlussreichen Ausgangslage stellen sich wie folgt dar:

⁸ Vgl. Anm. 3.

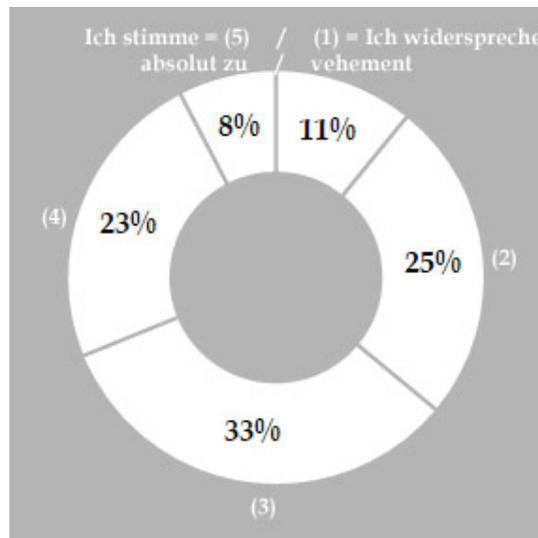
Wie sehr stimmen Sie den folgenden Aussagen zu:⁹

„Die Kirche hat in dieser Pandemiezeit keine Antwort auf Krankheit, Leben und Tod gegeben.“



Grafik C1a: n (100%) = 369

„Die Kirche ist in dieser Pandemiezeit ihrem Auftrag nicht gerecht geworden.“



Grafik C1b: n (100%) = 369

Die quantitative Auswertung ergibt ein ausgewogenes Ergebnis mit einem arithmetischen Mittel von 2,83 (zu C1a) und 2,92 (zu C1b) mit einer tendenziell leichten Ablehnung. Die Zustimmungswerte zu den jeweiligen Thesen sind ähnlich.

Das Bild konkretisiert sich mithilfe der weiteren Frage, ob es einen Unterschied macht, wenn diese Aussage von einem Bischof oder eine*r Politiker*in stammt.¹⁰

⁹ BVPR-Umfrage, Frage C1a und C1b (Zustimmungswert von 1 [Ich widerspreche vehement] bis 5 [Ich stimme absolut zu]; Dokumentation der Auswertung, S. 85f.

¹⁰ BVPR-Umfrage, Frage C2 und C3; Dokumentation der Auswertung, 87–99.

mäß der Antworten zu unterscheiden zwischen den Seelsorgenden, die überwiegend (kategorial) in der Klinik tätig sind, und jenen, die gelegentlich (etwa im Teilauftrag der gemeindlichen Seelsorge) Kranke oder Sterbende besuchen.¹² Letztere konnten aufgrund des allgemeinen Betretungsverbots kaum Besuche oder Riten vornehmen. Die kategorial Seelsorgenden waren jedoch als Klinikmitarbeiter*innen davon nicht betroffen. Sie beschreiben eindrücklich, wie die Sterbebegleitung und Segnung von Sterbenden kaum eingeschränkt ist¹³ und als Stärkung für Angehörige und medizinisches Personal wahrgenommen wird.¹⁴ Jedoch verbleibt der Eindruck einer Minderwertigkeit, wenn sich der pastorale Anspruch an der Spendung der Krankensalbung orientiert und der Sterbesegen durch „Laien“ als zweitklassig erscheint. Ähnliches zeigt sich im Arbeitsfeld der Altenheimseelsorge.¹⁵ Hier könnte der Eindruck entstehen, bei Klinik- oder Altenheimseelsorge handle es sich um eine „Nischenpastoral“, weil sie einen geringen Bezug zur Ortsgemeinde aufweist, die sich zur sonntäglichen Eucharistie versammelt – eine Spannung, die weit mehr als die dort eingesetzten Mitarbeiter*innen betreffen würde.

Eine andere Schiefelage zeigt sich im Sakramentenvollzug, etwa der Firmung: Angesichts der Beschränkung der Zahl von Feiernden mussten Prioritäten gesetzt werden.¹⁶ Die in den Kommentaren aufgeführten Beispiele bewegen sich zwischen

¹² BVPR-Umfrage, Fragekomplex E: 51 Seelsorger*innen geben an, schwerpunktmäßig in der Klinikseelsorge tätig zu sein (E1). 18 % von ihnen stimmen der Aussage zu: „Die Kirche konnte den Sterbenden am Krankenbett nicht beistehen“ (E7). 69 % widersprechen der Aussage. Bemerkenswert ist, dass in dieser Gruppe keine*r einem weiteren Tätigkeitsschwerpunkt außerhalb der Klinikseelsorge nachgeht. In der zustimmenden Gruppe sind viele, die infolge des Betretungsverbot es die Klinik nicht aufsuchen konnten (BVPR-Umfrage, 170).

¹³ Lediglich in den ersten Wochen, wo es an Schutzausrüstungen in den Kliniken mangelte, gab es Einschränkungen für Seelsorgende (BVPR-Umfrage, 163ff.)

¹⁴ Hierzu drei Ergebnisse der BVPR-Umfrage zum Themenfeld Klinikseelsorge: „Haben sich die Gespräche mit Klinikmitarbeiter*innen intensiviert (E13)?“ Die Klinikseelsorger*innen beantworten die Frage zu 80,4% mit Ja (BVPR-Umfrage, 180).

„Welche Rückmeldungen haben Sie von Klinikmitarbeitenden erhalten (E17 - Mehrfachnennungen)?“ Ich bin/wir sind froh, dass Sie da sind. (78,4%); Ich fühle mich/wir fühlen uns entlastet, indem Sie das tun, wofür wir keine Zeit haben. (64,7%); Ich fühle mich/wir fühlen uns unterstützt durch Ihr Kommen und Nachfragen. (60,8%); Ich fühle mich/wir fühlen uns entlastet, indem Sie das tun, wofür ich/wir nicht ausgebildet worden sind. (29,4%). Ebd. S. 183.

„Welche Rückmeldungen haben Sie von Patient*innen erhalten (E19)?“ Ich bin froh, dass Sie da waren. (86,3%); Ich fühle mich gestärkt durch Ihr Kommen und Zuhören. (74,5%); Ich fühle mich gestärkt, weil Sie mit mir gebetet haben. (41,2%); Ich fühle mich gestärkt, weil Sie mir angeboten haben, was ich vermisst habe (z. B. Krankenkommunion). (37,3%); Ihr Besuch irritiert mich. (5,9%); Ihr Besuch hilft mir gerade gar nicht. (15,7%). (BVPR-Umfrage, 178)

¹⁵ Die Anzahl der Antworten ist in diesem Arbeitsfeld zwar gering, jedoch verweist eine interne Erhebung der Seniorenpastoral in der Erzdiözese München und Freising auf den gleichen Effekt wie bei der kategorialen Klinikseelsorge.

¹⁶ BVPR-Umfrage, Frage D5: „Haben sich beim Gottesdienst der Firmspendung an Jugendliche Änderungen am liturgischen Ablauf ergeben?“

zentralisierteren Feiern mit dem Bischof als Spender und dezentralisierten Feiern (teilweise als Wortgottesdienst) mit dem Ortspfarrer als Firmspender. Das lenkt den Blick darauf, nach welchen Prioritäten diese Entscheidungen getroffen worden sind, und wer Subjekt der Firmungsliturgie ist. Pointiert gesagt, stehen sich bei den geänderten Formaten als Modelle gegenüber: Subjekt ist der Firmspender (vorrangig der Bischof), wodurch sich eine Reduzierung der Teilnehmerzahl teilweise ohne Familienangehörige ergibt – oder die Jugendlichen mit ihren Familienangehörigen stehen im Mittelpunkt, was durch eine größere Anzahl an Firmgottesdiensten ermöglicht wird.¹⁷

Für den Bereich von Liturgie insgesamt bestätigt sich, dass als Konsequenz aus den Auflagen während der Corona-Pandemie zahlreiche Gottesdienste ausfallen mussten oder in den digitalen Raum verlegt wurden. Die Umfrageergebnisse verweisen hier auf ein enorm kreatives Potenzial in der Umsetzung,¹⁸ so auch im Generieren von neuen Gottesdienstformaten (z. B. Wege-Gottesdienste) für bestimmte Zielgruppen und an besonderen Orten. Die Kommentare bezeichnen hier einen direkten Zusammenhang zwischen der hohen Akzeptanz dieser Formate und den Mitwirkungsmöglichkeiten der Teilnehmenden bei Planung und Umsetzung – was wiederum Auswirkungen hat auf die Verantwortlichkeit für kirchliche Vollzüge.

Begegnungsmöglichkeiten für Kirche: Spannung zwischen exponiertem und geschütztem Raum

Die Corona-Pandemie verdeutlicht: Vor einer Infektion bin ich in den eigenen vier Wänden am besten geschützt, außerhalb setze ich mich einem höheren Risiko aus. Je nach Infektionslage wird daran appelliert, die Mobilität und die Kontakte gering zu halten.

So behandeln einige Punkte der Umfrage die Abwägung, wie unter diesen Umständen Seelsorge möglich sein kann, die ja in besonderem Maße aus der Begegnung lebt. Zwar werden Tools für Videokonferenzen als neue Kommunikationsmöglichkeiten wertgeschätzt, zumal sogar Ressourcen (Dienstfahrten) geschont werden, jedoch erleben sie die Mehrheit der Befragten als Provisorium und in Seelsorgegesprächen (z. B. Trauergespräch) als unbefriedigend. Dagegen erscheinen Telefongespräche (teilweise auch Gespräche per Zoom etc., sofern der/die Gesprächspartner*in darüber verfügt)

¹⁷ In den Kommentaren wird nicht deutlich, worin die Präferenz eines Wortgottesdienstes liegt: Ist es die kürzere Dauer, um ein Infektionsrisiko während der Versammlung und/oder der Kommunionsspendung zu reduzieren, oder weil Firmand*innen mit dem eucharistischen Teil „fremdeln“. Vgl. BVPR-Umfrage, Kommentare Firmspendung in D5: „Haben sich beim Gottesdienst der Firmspendung an Jugendliche Änderungen am liturgischen Ablauf ergeben?“, 136ff.

¹⁸ Z. B. BVPR Umfrage, Frage D11: „In welchem Maße haben sich neue liturgischen Initiativen gebildet?“

als hilfreiches Medium.¹⁹ Seelsorgegespräche in Einrichtungen mit vulnerablen Personen sind unter Wahrung der jeweils gültigen Hygienevorschriften möglich, sofern ein Zutritt gewährt wird.²⁰

Gottesdiensträume werden zu einem schützenswerten Ort und erhalten als „offene Kirche“ eine große Bedeutung als Ort des Rückzugs bzw. der Rekreation. Viele Kommentare regen an, diese Bedeutung konzeptionell zu verstärken. Einen weiteren Akzent setzen die Hinweise auf neue Gottesdienstformen an „anderen Orten“ wie Stations- oder Weggottesdienste im Freien.²¹

Fokussierungen im kirchlichen Leben: Eucharistie als zentrales resp. alleiniges Geschehen

Kirchliche Handlungsfelder sind oft sehr kleinteilig, vielfach der territorialen Seelsorge zugeordnet (begründet mit der örtlichen Nähe für eucharistische Feiern als Zentrum des Glaubenslebens). Das kann leicht zu einem Selbstanspruch in der beruflichen Identität führen, letztendlich für alles – quasi als Generalist*in – zuständig zu sein. Was passiert jedoch, wenn kleinteilige Aufträge kaum durchführbar sind aufgrund von erschwerten Bedingungen? Behalten sie ihre Bedeutung? Wird eine Reduktion auf das Wesentliche vorgenommen? Und vor allem: Was ist dieses „Wesentliche“?

Die sich durch verschiedene Abschnitte der Umfrage ziehenden Fragen zu diesem Kernbereich ergeben, dass manche Handlungsfelder wegen der enormen Bedeutung der Eucharistie kaum wahrgenommen würden. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn – wie eingangs dargestellt – der Eindruck entsteht, sämtliches (sonstiges) pastorales Handeln falle aus.

Zugleich wird durch eine überwiegende Mehrheit der Antworten dokumentiert, wie pastorales Wirken sich nur in der persönlichen Begegnung entfalten kann – und dieses Handeln eben wegen ihrer individuellen und persönlichen Bedürftigkeit schwer öffentlich gemacht werden kann. Dieses Dilemma wirkt sich auch auf die berufliche Identität der Seelsorger*innen aus. So gehören offenkundig Zweifel an der eigenen beruflichen Identität zu den Folgen der Corona-Pandemie: 43% der (nicht-priesterlichen) Seelsorger*innen bestätigen, dass sie zwischenzeitlich an ihrer berufli-

¹⁹ Vgl. BVPR-Umfrage, Kommentare Trauergespräche in D6: „Zu Beginn der Pandemie bestanden behördliche Auflagen bei der Durchführung von Bestattungen (z.B. Begrenzung des Teilnehmerkreises): Wie sehr haben diese behördlichen Auflagen Ihre Bestattungspraxis beeinflusst?“, 140ff.

²⁰ Vgl. BVPR-Umfrage, Anmerkungen im Vergleich Klinik- und Altenheimseelsorge, 194ff.

²¹ Vgl. BVPR-Umfrage, Kommentare in D11: „In welchem Maße haben sich neue liturgischen Initiativen gebildet?“, 155ff., sowie in G19: „Welche Experimente mit neuen Liturgieformaten sollten etabliert werden?“, 285ff.

chen Identität gezweifelt haben²² und 24% geben an, dass sie sich zu Beginn der Pandemie unter Druck erlebt haben.²³

Diese Werte sind markant und empfehlen eine eingehendere Analyse, insbesondere, wenn zugleich 62% der Aussage zustimmen, sich aktuell gestärkt zu sehen.²⁴ Was aber ist mit den anderen 38%? In mehreren Items wird deutlich, welche Bedeutung der Austausch im Seelsorgeteam hat – insbesondere wenn dieser unbefriedigend oder wenig transparent verläuft.²⁵ Als Hypothese sei vorweggenommen: Es lässt sich darin eine Folge der unausgesprochenen oder ungelösten Ambivalenzen in Kirchen- und Selbstbild zu vermuten, wie sie im Folgenden noch weiter aufgeschlüsselt werden.

Die bisherigen Schlaglichter auf einzelne Umfrageergebnisse zeigen auf, in welche Richtung eine darauf beruhende Problemanalyse gehen dürfte: Anders als bei Effekten von Digitalisierungsfortschritten u. Ä. handelt es sich um die Resonanz hinsichtlich zentraler Anfragen an Kirche und kirchliche Seelsorge. Diese sind insofern existenziell für Kirche und ihre Seelsorge, als sie sich nicht nur auf eine (möglicherweise vorübergehende) Wahrnehmung in der Öffentlichkeit bezieht, sondern grundlegende Divergenzen im Selbstverständnis der Kirche und ihrer (haupt- wie ehrenamtlichen) Akteur*innen zutage treten.

Offenkundig lag es beileibe nicht ausschließlich an den Einschränkungen aufgrund der Corona-Pandemie, wenn zentrale Aufgabenbereiche in Schieflage geraten oder gar in Konkurrenz zueinander stehen – und etwa die Austarierung zwischen liturgischer Präsenz und seelsorglichem „Da-Sein an anderen Orten“ von Hierarchiefragen überschattet wird, weil priesterliche Dienstvorgesetzte das letzte Worte zugunsten der Liturgie sprechen (können).

Die Umfrage selbst möchte nicht und kann (aus methodologischen Gründen) auch gar nicht beanspruchen, dafür eine „Lösungsperspektive“ zu bieten; beschriebenermaßen

²² BVPR-Umfrage, 247

²³ BVPR-Umfrage, Tabelle B3b, 27: „Falls Sie in Homeoffice gearbeitet haben, bewerten Sie die ersten Wochen (und priorisieren Sie):“

²⁴ BVPR-Umfrage, G11: „In welchem Maß stimmen Sie folgenden Aussagen zu Ihrer beruflichen Identität zu (und priorisieren Sie)“. Ist dies eine Momentaufnahme in der Corona-Pandemie oder eine grundsätzliche Einschätzung? Ist dieser Wert zufriedenstellend oder alarmierend?

²⁵ BVPR-Umfrage, G3, 205ff: „Wie hat sich die Zusammenarbeit der hauptamtlichen Seelsorger*innen in Ihrem Arbeitsfeld über die Dauer der Corona-Pandemie entwickelt?“; vgl. auch die Thesen, die im Grundsatzreferat des Erzbischöflichen Ordinariates formuliert worden sind, beispielsweise die These 4: „In der aktuellen Krise zeigte sich in der Seelsorge vor Ort ein sehr divergentes Bild: Neben der Bereitschaft vieler Seelsorger*innen und Ehrenamtlicher, sich aktiv gestaltend einzubringen, trat auch ein bedenkliches Maß an versteckter Überlastung bzw. mangelnder Einsatzbereitschaft und ein überraschend fragiles Miteinander von Haupt- und Ehrenamt hervor.“ (Erzbischöfliches Ordinariat München-Freising, Hauptabteilung Theologie und Gesellschaft, Kirche in Zeiten der Corona-Krise – Was sich zeigt, was sich lernen lässt und welche Konsequenzen daraus folgen, München 23.6.2020, <http://go.wwu.de/7elj7>).

ist sie vielmehr als Materialquelle („*open source*“) für individuelle Forschung und Auswertungen angelegt.

Im Folgenden formulieren wir auf der Grundlage der objektiv benannten Aussagen einige Thesen, die in der Diskussion der Gesamtthematik hilfreich sein können. Wir konzentrieren uns dabei auf besonders markant erscheinende Ergebnisse.

Thesen zur Diskussion

Den Einschätzungen, die mit der Umfrage eingeholt und gesichert wurden, liegt (wie bereits ausgewiesen) die spezifische Perspektive einer bestimmten Berufsgruppe zugrunde. Gleichwohl wird ihr zugestanden und zugesprochen, einen besonderen Blick auf die Nahtstellen bzw. Bruchkanten zwischen den geschilderten Wechselwirkungen kirchlicher Binnenstruktur und gesellschaftlicher Umstände zu haben.²⁶ Aus anderen Arbeitsfeldern mögen sich abweichende Erfahrungen ergeben – die Auseinandersetzung mit den hier vorliegenden verliert dadurch jedoch nicht an Wert für eine umfassende Gesamtsicht.

Zusammenhalt – und erste Distinktionen

Der Rückblick der Befragten auf die ersten Reaktionen zu Beginn der Pandemie (G1) weist ein höchst uneindeutiges Ergebnis auf. Die Aussagen über eine Zunahme des Zusammenhaltes, über dessen Störung sowie über das Ausbleiben einer Veränderung erreichen fast identische Prozentwerte. Ohne Kommentare an dieser Stelle wären lediglich Mutmaßungen möglich. Demgegenüber bietet die Folgefrage nach der weiteren Entwicklung (G2) mehr Material – an hinterlegten Erläuterungen und einer hieraus abzuleitenden Zusammenfassung.

So offenbaren die Erfahrungen in beiderlei Richtung übereinstimmend die Bedeutung der Begegnung in der Seelsorge. Mag dies vor dem Hintergrund eines „klassischen“ Pastoralverständnisses auch trivial anmuten, erfordern die massiven Veränderungen im gesellschaftlichen und damit auch kirchlichen Umfeld sowie der Versuch eines Umgangs damit im Zuge der diversen Ansätze von „Kirchenentwicklung“ eine bewusste Reflektion darüber:²⁷ Was an personalem Angebot ist auf Zukunft hin leistbar und vertretbar, was überhaupt verlangt – und in welcher Form?

²⁶ Vgl. Elmar Honemann, *Berufen / gesendet / erwachsen aus, in und für Gottes Volk in der Welt von heute. Systematisierte Erträge aus 25 Literaturjahren zu Profil, Aufgabe und Spezifika von PastoralreferentInnen in Deutschland*, Münster 2017.

²⁷ Vgl. dazu: Elmar Honemann, *Seelsorge 2.0 – Inhalt, Orte und AkteurInnen eines zukunftsorientierten Seelsorgebegriffs für den kirchlichen Grundauftrag angesichts sich verändernder Welt*, Münster 2022.

Das durch die Corona-Umstände schlagartig initiierte „Laboratorium“ einer rein digitalen Kommunikation ist andernorts bereits hinlänglich untersucht worden. Hier steht die Erfahrung im Mittelpunkt, dass die damit einhergehenden Schwierigkeiten durchaus überwunden werden konnten – wohlgermerkt: auf der Grundlage eines (bereits vormals) soliden Beziehungsgeschehens. Der dennoch wohl unvermeidliche Intensitätsverlust im Austausch und der gleichzeitig höhere Aufwand (z.B. durch eine Vervielfachung von Telefonkontakten etc.) sind nicht zu unterschätzen – und in der Praxis für jede*n Einzelne*n relevant. Von grundsätzlicherem Interesse sind zwei Beobachtungen, die gewissermaßen als *ostinato* bei den weiteren Analyseschritten mitlaufen: Zum einen lässt sich das beiläufige Wissen umeinander, das zusammen mit den zwanglosen Begegnungen wegfällt, letztlich mit noch so viel Aufwand realistischweise nicht kompensieren – und somit auch nicht die Beziehungsabbrüche, die daraus resultieren. Zum anderen ist die Verschärfung bestehender Dynamiken gravierend; sie geht einher mit einer Ausdifferenzierung zwischen Menschen, die „enger“ im Kontakt mit der Gemeinde stehen und „loser“ Assoziierten.

Die Problematik für pastorale Zielsetzungen liegt auf der Hand: Alle Realisierungsversuche einer „Proexistenz“ von Kirche und ihres gesellschaftlichen, „weltlichen“ Auftrags gemäß dem II. Vatikanischen Konzil werden konterkariert, wenn sich der Kreis der Adressat*innen außerhalb des Binnenmilieus ungewollt und scheinbar unaufhaltsam schon im Vorhinein (wieder) verflüchtigt. Ganz praktisch zeigt sich das etwa in der Jugendarbeit, wenn die Hürden, die derzeit eigentlich besonders bedürftigen Heranwachsenden für Angebote zu erreichen, noch viel größer sind als vor der Pandemie. Dabei könnten sie den Jugendlichen angesichts von Vereinsamung („Desozialisierung“) und Orientierungslosigkeit (bis hin zu häufiger beschriebenen depressiven und/oder aggressiven Tendenzen) durchaus einen *benefit* bieten. Abstrahiert lässt sich dies als Konkretion der vielbeschworenen, aber eben erheblich relativierten „Relevanz als gesellschaftlicher Player“ verstehen.

Mindestens ebenso problematisch und auf Zukunft hin wichtig im Blick zu behalten ist die unter den Bedingungen der Pandemie erneute Ausdifferenzierung zwischen Hauptamtlichen und sogenannten „Ehrenamtlichen“. Der Rückfall in überwunden gehoffte Erwartungshaltungen und Versorgungsansprüche – wohlgermerkt auf beiden Seiten – ist als regressive Krisenreaktion psychologisch völlig verständlich, aber theologisch und konzeptionell gleichwohl fatal. Einem verstärkten Zusammenhalt im Sinne eines „jetzt erst recht“ steht die bedenkliche Wahrnehmung langfristiger Distanzierung gegenüber. Sie begegnet immer wieder – in den Ergebnissen der Umfrage und ihr vorausgehend wie wohl auch zukünftig in der pastoralen Praxis.

Zusammenarbeit – und weitere Dissense

Innerhalb der Organisation arbeiten naheliegenderweise verschiedenste Akteur*innen zusammen, um eine konstruktive Außenwirkung zu ermöglichen. Zeitge-

mäße Pastoral lässt sich nicht realisieren mit „Einzelkämpfer*innen“ à la einem Pfarrer von Ars oder gemäß Assoziationen aus der Gemäldegattung von „Pastoralen“ als beschaulichen Schäferszenen. Insofern entscheidet das Gelingen der Zusammenarbeit erheblich über die Effizienz (des Arbeitsprozesses) und Effektivität (im Sinne einer Wirksamkeit) kirchlichen Tuns.

Gleich mehrere Items der Umfrage bieten in der Zusammenschau ein ziemlich konsistentes Bild über die Auswirkungen der Corona-Umstände auf diese Arbeitsprozesse. Zu differenzieren sind dabei die Blickrichtung einerseits auf die Hauptamtlichen untereinander (G3) und andererseits auf das Zusammenwirken mit Ehrenamtlichen (G4, G6 und G7).

Nur eine methodisch nachlässige Zusammenfassung könnte bei erstgenanntem Aspekt davon sprechen, dass sich positive und negative Veränderungen die Waage hielten: Es wäre noch nicht einmal „statistisch“ zu nennen, die vorhandenen Extreme schlicht aufzusummieren. Die Einschätzung der Zusammenarbeit unter den Hauptamtlichen fächert sich nämlich auf in immerhin 20% der Befragten, die teilweise massive Verschlechterungen konstatieren, und weiteren 20%, die Verbesserungen in der Zusammenarbeit wahrgenommen haben. Die 100 ergänzten Kommentare bieten wertvolle Einblicke in diese zunächst erklärungsbedürftige Erhebung.

Die Grundaussage, Corona hätte vor allem zum deutlicheren Hervortreten bereits vorhandener Dynamiken geführt, bewahrheitet sich hier deutlich. So intensivierte der Druck der Umstände die Zusammenarbeit in jenen Teams, die vorher schon gut zusammengearbeitet haben. Als „A und O“ zeigt sich dabei in jeder Richtung die Bedeutung einer Kommunikation, die auch unter Krisenumständen sorgfältig geführt wird. Wo hingegen Konkurrenz- oder Hierarchiedenken eine Rolle spielen, zeitigt dies fatale Konsequenzen. Neben der Vereinzelung von Mitgliedern eines (vermeintlichen) Teams wird dabei auch eine verstärkte Diskrepanz zwischen „Laienmitarbeiter*innen“ und Klerikern festgestellt, angefangen bei der Konzentration auf liturgische Dienstangebote, hinter der andere Fragen zu kurz oder gar nicht in den Blick der Verantwortlichen kommen. Zwei Miniaturen verdeutlichen die Differenzen: Auf der einen Seite stehen Pastoralteams, die während des Verbots dienstlicher Zusammenkünfte in geschlossenen Räumen ihre Besprechungen ins Freie verlegten, auf der anderen Seite Dienstvorgesetzte, die über Wochen hinweg ausschließlich in Form einsam verfasster Dienstweisungen mit ihren Mitarbeiter*innen „kommunizierten“. Eine ähnliche Spannweite gibt es bei Alternativprojekten, die gemeinsam entwickelt und ausprobiert wurden, und Kolleg*innen, die sich in Ermangelung von Videokonferenzen über Monate hinweg nicht zu Gesicht bekamen.

Eine vergleichbare Situation wird rückgemeldet hinsichtlich des ehrenamtlichen Engagements im Allgemeinen (G6). Auch hier stehen sich Tendenzwerte gegenüber, die mit jeweils ca. 20% untereinander, aber auch im Vergleich zu den soeben aufgeführten etwa gleich groß sind. Die Hintergründe weisen naheliegenderweise eigene Spezi-

fika auf, die mit dem Einsatz von Ehrenamtlichen zu tun haben. So sei mit der unter Corona-Umständen „freieren“ Gestaltungsmöglichkeit alternativer Ansätze eine beobachtbare Attraktivität für zusätzliche Interessent*innen einhergegangen. Anders gesagt: Abseits der „ausgetrampelten Pfade“ fanden Menschen vor allem außerhalb des Kreises der bislang Engagierten Spaß daran, sich einzubringen und auszuprobieren. Aber auch unter den schon langjährig Mitwirkenden geschah bisweilen eine Stärkung ihres Einsatzes, insofern die größer gewordenen Bedarfe in ihrem bisherigen (insbesondere karitativen) Tätigkeitsbereich dazu motivierten, noch mehr Verantwortung zu übernehmen. Als Mischform zwischen beiden Bewegungen wird als Grund für einen relativ unveränderten Stand an Ehrenamtlichkeit beschrieben, dass bereits aktive Ehrenamtliche ihr Engagement auf neue, nun eben notwendig gewordene Bereiche verlagerten.

Diesen durch Corona gewissermaßen „angestachelten Neuaufbrüchen“ stehen konträre Auswirkungen gegenüber. Zutrittsverbote und andere Kontaktbeschränkungen verunmöglichten in vielen Bereichen, wie etwa in der ehrenamtlicher Krankenhaus- und Altenheimseelsorge, bei Hauskommuniondiensten u.Ä. die Fortführung der Dienste. Die möglichen Folgen daraus werden noch eigens zu diskutieren sein. Nachhaltige Verluste zeichnen sich bereits ab, wo Ehrenamtliche die bisherigen Tätigkeiten resigniert aufgegeben haben und/oder zu anderen Institutionen mit attraktiver scheinenden Betätigungsmöglichkeiten gewechselt sind.

Unabhängig von den Un-/Möglichkeiten der Arbeitsfelder gaben viele ihr Engagement zumindest vorübergehend auf, weil durch die Krise ganz unmittelbare, persönliche Belange überwogen: Sei es weil sie vom Homeschooling der Kinder in Anspruch genommen wurden und/oder Angehörige versorgen mussten, die der Risikogruppe angehören; oder weil sie selbst zur Risikogruppe gehörten und deshalb an ein Wirken in der Öffentlichkeit nicht zu denken war.

In gewisser Weise zeigen sich hier durch Corona auch systemische Ursachen kirchlicher Krisenphänomene, betrachtet man die Altersverteilung vor allem von pfarrlich-volkskirchlich Mitwirkenden. Aber auch die Kohorte der jüngeren Frauen, wie sie sich häufig in Kinder- und Jugendarbeit einbringen (sofern diese überhaupt möglich war), fiel durch die familiären Zusatzpflichten und auch -überlastungen in signifikantem Maße aus. Ebenso grundsätzlich und kritisch zu betrachten sind die Schilderungen, nach denen die Schwächung des Ehrenamts zumindest durch Hauptamtliche mitbedingt sei. Wie so oft führten auch hier fehlende Unterstützung und Kontaktpflege einerseits und autoritäre Leitungsentscheidungen andererseits zu dem gleichen Ergebnis. Auch hierbei steht die These im Raum, dass beide Verhaltensweisen bzw. Haltungen schon vor Corona latent, nur in ihrer Auswirkung nicht so unmittelbar gewesen sein dürften. Dann wäre aber auch ihr „Verschwinden“ zusammen mit den Corona-Umständen nicht als Auf-/Lösungsoption der Krise zu erwarten.

Eine eindeutigere Entwicklung zum Unguten zeigt sich bei einem genaueren Blick auf die gemeinsame Arbeit mit Ehrenamtlichen in den konkreten Arbeitsfeldern (G4). Anstelle der zuvor noch festgestellten Ambivalenz (mit aller Bedeutsamkeit in den jeweiligen Fällen) ist die Tendenz hier signifikant: Von dreimal mehr PR/GR wird hier eine Verschlechterung gesehen statt einer Verbesserung. Dies radikalisiert sich bei bestimmten Formen ehrenamtlicher Mitarbeit noch weiter: Bei den Gremien sehen nur 9% der Befragten eine Verstärkung des ehrenamtlichen Engagements, jedoch 56% eine Verschlechterung! Einzelne haben sich durch das offenkundige Gebraucht-Werden als Entscheidungsträger*innen in Krisenzeiten animiert gefühlt; auch trug die Nutzung digitaler und anderer Arbeitsmethoden zu einem produktiveren Arbeiten bei. Dies kann jedoch – ausweislich der erhobenen Zahlen und Einzelschilderungen – dem überwiegenden Bedeutungsverlust kaum etwas entgegensetzen: Zum einen führte die Tatsache, dass die meisten Präsenzsitzungen nicht stattfanden, zwangsläufig dazu, dass die dort eigentlich Beteiligten geschwächt wurden. Zum anderen führte das Bemühen um akute Krisenbewältigung zu einer (erlebten) Irrelevanz synodal zu beratender Themen und Anliegen. Ebenso klar liegt auf der Hand, dass das zuvor bereits beschriebene hierarchische Entscheidungsverhalten in diesem Feld synodaler Mitwirkung ein besonderes Gift darstellte: Wo über die allerersten, kurzfristigen Maßnahmen hinaus auch in der weiteren Folge die (eigentlich) bestehenden Beteiligungsformen übergangen und durch nicht-partizipative Leitungsentscheidungen (seitens Pfarrern wie Hauptamtlichen insgesamt) ersetzt wurden, „braucht“ es schlicht kein Mittun von Ehrenamtlichen. Dies bleibt nicht ohne Auswirkung – im Zeitraum der zugrunde gelegten Beobachtung, und wohl auch darüber hinaus.

Zusammenhänge – zwischen Kausalitäten und Koinzidenzen

Ein Abstraktionsschritt über die bislang zur Diskussion gestellten An- resp. Einsichten hinaus führt in das Feld methodologischer Einordnung. Ausgangs-, Dreh- und Angelpunkt der Erhebung sind die Veränderungen, die von den Kolleg*innen seit Beginn des ersten Lockdowns wahrgenommen wurden. In vielen Bereichen sind die unmittelbaren Auswirkungen der Pandemie evident: Ohne staatliche und kirchliche Verordnung zu ihrer Bekämpfung hätten keine Kontaktbeschränkungen stattgefunden, wären keine Zutrittsverbote dem seelsorglichen Dienst in die Quere gekommen. Die vielzitierte Rede von Corona als „Brennglas“ insinuiert demgegenüber bereits ein anderes Kategorienverhältnis: Hier sind das Virus und die ihm entgegengesetzten Maßnahmen nicht mehr eine Ursache *an sich*, sondern beschleunigen und verstärken katalytisch Wirkfaktoren, die bereits vorher bestanden.

Solche Zusammenhänge erscheinen bei der Auswertung der Frage, ob die Corona-Pandemie die Transformationsprozesse der katholischen Kirche eher behindert oder beschleunigt habe (G5), bei Weitem nicht „akademisch“ (im abwertenden Sinne eines Glasperlenspiels). Die zahlreichen Differenzierungen, die jene Rede von Corona als

„Brennglas“ inhaltlich füllen, lohnen einen Blick in das Material der Einzelantworten. Nicht nur quantitativ (mit mehr als der Hälfte der Stimmen) überwiegt die Einschätzung, aus der vor Augen stehenden Problemanzeige eine theologische Neuvergewisserung entwickeln zu können. Den offenkundigsten Ansatzpunkt bilden dabei jene Formen und Verhaltensweisen, die sich im Zuge der zwischenzeitlich ausgesetzten Praxis als (auf der individuellen Ebene) bloße Gewohnheiten und (institutionelle bzw. strukturelle) Traditionen herausgestellt haben. Bereits wahrnehmbare, positiv konnotierte Neuansätze orientieren sich demgegenüber auffällig oft an den persönlichen Bedürfnissen von Menschen. Die Erfahrungen bzw. gezielt nachgefragten Möglichkeiten von Vergemeinschaftung fallen ebenfalls darunter, stehen aber gegenüber z.B. diakonischen Anliegen und Sinn-/Orientierungsfragen weit weniger im Vordergrund, als dies bei „eingespielten Formaten“ zu konstatieren ist/war.²⁸

Mit Blick auf den Transformationsprozess von Kirche (sei es in diözesanen Zusammenhängen oder im Zuge des „Synodalen Weges“) erscheinen Fortschritte während der zurückliegenden Monate stark ausgebremst – unmittelbar zurückzuführen auf die Kontakt- und Kommunikationserschwernisse unter Corona-Bedingungen. Dann schon nicht mehr mit der Pandemie im Zusammenhang stehen Positionen, die den Ansatz solcher „von oben gesteuerten“ bzw. proklamierten Transformationsprozesse grundsätzlich kritisch sehen; dabei wird nicht die Notwendigkeit von Veränderungen und eines erneuten „*aggiornamento*“ infrage gestellt, sondern der Verfahrensweg: Nicht nur auf die letztlichen Ergebnisse komme es an, sondern auch die Art und Weise ihres Zustandekommens sei von Bedeutung.

Nachdem dieser Absatz mit Hinweis auf die methodologische Ebene begann, seien redlicherweise hier auch jene Stimmen zu Gehör gebracht, die die Sinnhaftigkeit der Fragestellung bezweifeln, weil es angesichts noch länger anhaltender Corona-Auswirkungen für eine solche Zwischenstandserhebung zu früh sei. Lässt man sich indes im Wissen um die Vorläufigkeit und Unvollständigkeit auf die hier vorgelegten Erhebungen ein, werden mit großer Mehrheit erneut die analytischen Effekte der Corona-Umstände hervorgehoben, unter denen die unabhängig davon bestehende Notwendigkeit von Transformationsprozessen noch deutlicher zutage getreten sei.

Ebenso eindeutig ist aber auch das offensichtlich praxis-genährte Urteil, dass es sich bei einem solchen Veränderungsimpuls keineswegs um einen „Selbstläufer“ handele. Nicht nur klassisches Projektmanagement basiert auf einer gründlichen Bestandserhebung.²⁹ Umso mehr gilt dies für die hier zu verhandelnden Grundsatzfragen, die an

²⁸ Vgl. dazu über die „Kontinuitätsfiktion“ etwa bei Fronleichnamsprozessionen: Rainer Bucher, Kristallisationspunkt werden. Zur Zukunft der Kirche auf dem Land, in: Kath. Landjugendbewegung Deutschlands (Hg.), neuLAND Kirche. Landpastorales Symposium 2003, Bad Honnef-Rhöndorf 2004, 39–47.

²⁹ Vgl. Elmar Honemann, „Nicht systemrelevant“ – Über wenig virales Kirche-Sein, in: feinschwarz.net, 4.5.2020, <http://go.wwu.de/-t8yh>: „Der einschlägig bekannte und beliebte ‚Dreischritt‘ ist dabei allerdings zu vorschnell-handlungsoptimistisch: Auch wenn es nicht ihm selbst

das pastorale und ekklesiologische „Eingemachte“ gehen.³⁰ Insofern eher verwunderlich, dass nicht noch mehr als die dokumentierte Hälfte aller teilnehmenden Pastoralen eine theologische Reflektion über die Schwerpunkte kirchlichen Tuns (G9) als „wichtig“ oder „sehr wichtig“ einstuft. Deutlich wird in den Anmerkungen zu diesem breiten Konsens das Selbstverständnis, als Theolog*innen *per se* und unabhängig von Krisenzeiten mit und an theologischen Reflektionen zu arbeiten. Die erwähnte Zurückhaltung eines Viertels der Befragten mag sich mit einer gewissen Ernüchterung erklären, mit der von teilweise erheblichen Defiziten an Reflektionen im Arbeitsalltag (und) von Teamzusammenhängen berichtet wird: Wo eine solche stattfindet, fehle es oft an theologischer Tiefe, da/wenn rein pragmatische Ziele im Blick seien. Im organisationalen Zusammenhang noch gravierender ist der zunächst entgegengesetzt wirkende Grund für solche Skepsis, der die handlungsleitende Umsetzung solcher Reflektionen abhängig sieht von Leitungsentscheidungen (oftmals mit Kontinuitätsinteressen), die ihrerseits außerhalb der Fragestellungen, somit quasi „immunisiert“ blieben.

Dies ist nun der Fragebereich zum Synodalen Weg, wo es zunächst und entscheidend darüber zu beraten gilt, worüber beraten werden soll und kann. Unbeschwert von jenen Alltagserfahrungen und der (wie hier unterstellt wird) dadurch bedingten Relativierung des zu erwartenden Reflektionsgewinns, kommt deren grundsätzliche Bedeutung bei diesem Item voll zur Geltung: Über 70% stimmen im Blick auf die Beratungen und den Prozess des Synodalen Weges der These zu, dass die Corona-Krise die Notwendigkeit von innerkirchlichen Reformen noch deutlicher hat zutage treten lassen (G22); weniger als 10% verneinen dies.

Auch hinsichtlich der Verhältnisbestimmung herrscht eine klare Eindeutigkeit: In diesem Makrokontext steht außer Frage, Corona nicht als Problemursache (etwa für ausbleibende Gottesdienstbesucher*innen) heranziehen zu können, sondern die bereits lang bekannten, grundsätzlichen Missstände nur noch deutlicher hervorzuheben.³¹ Aus Sicht der Kolleg*innen tragen die spezifischen Corona-Erfahrungen konstruktiv neu gewonnene Einsichten und Flexibilitäten bei, die hilfreich dabei sein könnten, überkommene Hierarchien, Rollen etc. zu überwinden. Wie schon an anderer Stelle

anzulasten ist, verführt und versucht der weite Weg zwischen Reflektion und Handlungsebene doch wie ein ‚garstiger Graben‘ zum Verbleib in der eigenen Systemlogik vermeintlich souveräner ‚Machbarkeit‘ und Wichtigkeit.“

³⁰ Der etymologische „Sitz im Leben“ dieser Redewendung wirkt erhellend: Sind nicht auch die Vergewisserung des „eigentlichen Wesensauftrags“ und die Emanzipation von vermeintlichen, dabei zumindest kontingenten, wenn nicht häufig sogar kontraproduktiven Akzidentien die „letzten Notreserven“, die das Überleben in frostigen Zeiten sichern, nachdem die bisherigen Garanten von Vitalität erschöpft und „leer“ geworden sind?

³¹ Literatur, Analysen und Stellungnahmen hierzu sind mittlerweile Legion – von wissenschaftlichen Grundlagentexten bis hin zu tagesaktuellen Statements. Eine systematisierende Übersicht wäre ein eigenes, hier sich nicht einmal in Ansätzen anzumaßendes Unterfangen.

beschrieben, darf sich dies nicht in „handwerklichen Lösungen“ erschöpfen, beispielsweise für digitale Kommunikation und ihr folgende Liturgieangebote. Vielmehr trügen die corona-bedingten Einschränkungen mit der Überlegung, was in jedem Fall (wenn auch in anderen Formen) aufrechterhalten werden sollte, zu einer Konzentration auf das Wesentliche bei. Was ist für kirchliches Tun „systemrelevant“? Die Frage der (gesellschaftlichen) Relevanz spielt hier hinein, kann aber ebenso wenig eine klare Reflektion ersetzen wie der Verweis auf Usancen und Traditionen.³²

Nicht nur ist eine solche Agenda keineswegs Konsens bei allen Diskurteilnehmenden (wie mancher Sitzungsverlauf beim „Synodalen Weg“ bisher zu erkennen gab); aus etlichen Antworten spricht die Befürchtung, dessen berechtigte Anliegen könnten hinter der Konzentration auf akuter scheinende Corona-Thematiken zurückstehen/bleiben.³³

Mutmaßlich in Jahrgängen mit höherem Dienstalter kommt eine weitere, wiederum corona-unabhängige Skepsis hinzu: Hier wird bisweilen der Synodale Weg eingereicht in eine Vielzahl vorangegangener, oftmals ohne Nachhaltigkeit „verpuffter“ Transformationsansätze von diözesanen Prozessen oder auf Ebene der DBK. Die damaligen Erfahrungen werden quasi prolongiert und auf den Ausgang der laufenden Beratungen projiziert.

Nicht verschwiegen werden soll eine weitere Kritik an der Fragestellung, der zufolge die Einschätzung des Zusammenhangs zu undifferenziert erbeten worden sei. Zusammen mit uneingeschränkter Zustimmung zu dem damit verbundenen Hinweis auf die erhebliche Komplexität mögen sich die Leser*innen selbst ein Urteil bilden über den Ertrag des hiesigen, in der Tat unvollständig bleibenden Diskussionsbeitrags.

Zurückbewegungen – als Momente der Regression

Eine hiermit offen ausgewiesene Bewertung unterfüttert die inhaltliche Überleitung zu den Fragedimensionen, in denen es um einen Blick nach vorn geht – auch wenn dieser paradoxerweise eine umgekehrte Richtung einnimmt. Anders gesagt: Die zu-

³² Die Berufung auf „Traditionen“ als Normative für Veränderungen und deren Diskussion kann wissenschaftstheoretisch keinen Punkt „Alpha“ als Orientierungsmaßstab heranziehen. (Weniger in manchem Stammtischgespräch als auf dem Feld der Geschichtswissenschaft gilt es gleichsam axiomatisch als „Kunstfehler“, Staats- oder Volksgebiete auf „ursprüngliche Grenzen“ zurückführen zu wollen. Anbetrachts der naturgemäßen Fluktuation von Ereignissen ist dies per se ausgeschlossen – ebenso wie etwa das Unterfangen, „Deutschland“ definieren zu wollen unter Bezugnahme auf das Kaiserreich zu Bismarcks Zeiten, genauso wenig wie auf Barbarossas Eroberungen bis zurück zu einem Zeitpunkt, da im römischen Vielvölkerstaat noch gar keine Idee einer „deutschen Nation“ existierte.) Kirchengeschichtlich erhellend legt dies dar: Michael Seewald, *Dogma im Wandel. Wie Glaubenslehren sich entwickeln*, Freiburg 2018.

³³ Die Variante, nach „Lösung“ der drängendsten Corona-Fragen die weiterhin anstehenden Grundsatzfragen auszublenden und zum „Arbeitsmodus“ zurückzukehren, wird auch im kommenden Unterkapitel begegnen.

letzt erwähnte Skepsis gegenüber dem bleibenden Erkenntnisgewinn und Ertrag für und durch den Synodalen Weg überwiegt sogar beim Blick auf das eigene Arbeitsfeld – und die dort begehrende Tendenz, nach Möglichkeit wieder zum *status quo ante* zurückzukehren (G13). Mehr als die Hälfte der Stimmen nehmen das dafür erforderliche Ignorieren sowohl von Corona-Einsichten als auch der besagten systemimmanenten Problemstellungen als „stark“ oder sogar „sehr stark“ vorhanden wahr. Ganz gleich, ob die Rezeption dieser Zahlen mit Erschrecken oder ungläubigem Augenreiben einhergeht: Die Brisanz verstärkt sich noch dadurch, dass dieser mehrheitlich beobachtete Wunsch auf den verschiedensten Ebenen vorherrsche.³⁴

Dem stehen Hinweise entgegen, nach denen es eine Rückkehr zur vorherigen Normalität gar nicht geben könne. Der Sorge vor dem dauerhaften Fernbleiben von Gottesdienst-Mitfeiernden auch nach Aufhebung der Beschränkungen steht gewissermaßen diese positive Erwartung gegenüber: Manche Gewohnheiten könnten sich als offenkundig obsolet und auch nicht wiederbelebbar erweisen, manche „Standards“ kirchlicher Handlungs- und Dienstorientierung könnten neu kalibriert worden sein. Inzwischen bereits populäres Beispiel sind – wiederum aus dem Bereich des Liturgischen – partizipativere Formen von Gottesdiensten, die etwa Familien miteinander, im digitalen Raum oder in der Natur für sich entdeckt oder entwickelt haben; auch hat es bereits rund um das erste Triduum mit Corona wie auch zu Weihnachten im Lockdown „selbstermächtigte“ Formen und Feiern gegeben.³⁵

Der Unterschied zu anderen Ergebnissen von Innovation (und dabei mitzudenken: Exnovation) ist in der Geschwindigkeit zu sehen, mit der sie sich unter Corona vollzogen haben: Wurde (euphemistisch gesagt) jahrelang um die Möglichkeit von Gottesdienstleitung durch beauftragte Lai*innen gerungen, entstanden die erwähnten Beispielen beinahe binnen Wochenfrist. Hier ist auch ein erneuter Konnex zu erkennen zwischen den grundsätzlich anstehenden Änderungen in Kirche und dem, was ihr von den Pandemiebedingungen sozusagen aufgezwungen wurde: Im günstigsten Fall steht der pastoralen „Letztbegründung“ eines „das war schon immer so“ die Fortführung solcher positiven Neuansätze gegenüber – so die Hoffnung vieler Befragten.

Diese Zusammenhänge in den Blick zu nehmen, ist Teil der Reflektion, die bei dem eigenen Umgang mit den Corona-Umständen ihren Ausgang nehmen kann. Die Erhe-

³⁴ Für eine Ausdifferenzierung der dahinter stehenden, möglicherweise unterschiedlich gelagerten Motive fehlen an dieser Stelle die Anhaltspunkte (um der erneuten, berechtigten Forderung zuvorzukommen). Zwar wäre denkbar, dass bei manchen Gruppen mehr biografisch-psychologische Gründe und unbewusste Bedürfnisse in die vertraute Vergangenheit streben, während bei anderen Akteur*innen eher ideologische und/oder Organisations- und Machtfragen dahinterstehen. Dieser Spekulation soll hier aber entsprechend erst gar nicht weiter gefolgt werden.

³⁵ Literarisch reflektiert sind solche „*points of no return*“ etwa bei Burkhard Hose, Warum wir aufhören sollten, die Kirche zu retten. Für eine neue Vision von Christsein, Münsterschwarzach³2020.

bung, in welchem Maß solche Auseinandersetzung über rein pragmatische Fragen hinaus stattgefunden hat (G8), erbringt erneut ein interpretationsbedürftiges Bild: Rein numerisch stehen sich mit 40% („kaum“ und „zu wenig“) gegenüber 35% („stark“ bis „vehement“) ähnlich große Votes gegenüber. Um dieses Ergebnis auszuwerten bewährt sich ein weiteres Mal, die individuellen Erläuterungen zu sichten, da Multiple Choice allein die dahinterstehenden, divergierenden Realitäten nicht hinreichend abbilden kann. Dabei aber zeigt sich eine enorme Spannweite der Erfahrungen. Sie reichen von „ständiger Beschäftigung“ im Teamzusammenhang bis zur Ablehnung seitens Vorgesetzter als „unerwünscht“; wo eine Reflektion stattfand, sei sie aber häufig nicht genug in die Tiefe gegangen, auf „notwendige Maßnahmen“ beschränkt bzw. ganz ohne Konsequenzen geblieben – und entgegen allen Denkanstößen weiterhin dem „alten Kirchenbild“ verhaftet. Einige der Befragten erlebten die kritische Beschäftigung als das „tragende Fundament“ ihres dienstlichen Tuns angesichts von Corona – anderen schilderten, dafür „keine Kraft“ gehabt zu haben.

Die eigenen Bemühungen sind zugleich eingebettet in organisationale Zusammenhänge; auch hier reicht das Erfahrungsspektrum von einem „Zuviel“ an Austausch im Kolleg*innenkreis, über eine gut institutionalisierte, regelmäßige Befassung bis hin zu fehlender Resonanz bei anderen und einer Wendung in wenig hilfreiche Selbstbemitleidung über die verlorengegangene (Kleriker-)Rolle. Neben individuell begründeten Verhaltensmustern tritt erneut ein systemischer Faktor hervor: Um nicht *l'art pour l'art* zu bleiben, müsse objektiv abgewogen werden, auf welcher Organisations- und Leitungsebene die größte Nachhaltigkeit solcher Diskurse zu erwarten sei. Zwei Äußerungen bringen die beschriebenen Dimensionen eindrücklich zusammen: Von der sorgfältigen Auseinandersetzung mit dem, was die Umstände der Pandemie mit sich brächten, hänge ja „die eigene Gesundheit“ ab – genauso wie davon „die Zukunft“ abhänge.

Zukunftsfragen – angesichts Zeichen der Zeit

Um eine adäquate Herangehensweise eben an Zukunftsfragen geht es bei der Beurteilung der Gegenwart, genauer gesagt um die Frage, inwieweit Umstände und Erkenntnisse aus der Corona-Pandemie das Potenzial zu einem „Zeichen der Zeit“ haben (G14). Bekanntlich hat dieser Topos bei Weitem nicht nur seine textgeschichtliche, sondern geradezu programmatische (um nicht zu sagen: paradigmatische) Verortung im II. Vatikanischen Konzil: Im Gegensatz zur Vorstellung einer zeit- und umständeenthobenen *societas perfecta* findet Kirche darin zurück zur jesuanischen Hinwendung zu dem, was das Leben von Menschen bestimmt – und auch belastet, verzerrt und bedroht. Dazu zählen Armuts- und Gerechtigkeitsprobleme ebenso wie Strukturen des Zusammenlebens in Mikro-, Meso- und Makrokontext, genauso wie dann auch – unter anderem – die in jüngster Zeit wieder häufiger als kirchliche Themenstellung benannten Sinn- und Orientierungsfragen. Schon die ersten Absätze der beiden Kon-

stitutionen „Lumen Gentium“ und „Gaudium et spes“ sind durchgezogen und getragen von der unhintergehbaren Einordnung dieser Themen als zutiefst theologischen. Gleichwohl ist die argumentative Anwendung der dort formulierten Aufgabe, solche „Zeichen der Zeit“ wahrzunehmen und in diesem Lichte zu betrachten, in vielen Diskussionen äußert schillernd; von einer apodiktischen Interpretation als unmittelbare „Gottesbotschaft“ bis hin zur Zurückweisung einer solchen Denaturalisierung ist vieles vertreten, was an sich zunächst diskussionswürdig wäre.³⁶ Im Zusammenhang der Umfrage wurde bewusst auf eine – zwangsläufig niemals endgültige – „Definition“ verzichtet und stattdessen eine gewisse Deutungsbreite der intuitiven Verwendung in Kauf genommen.

Unter diesen Gegebenheiten zeigt sich mit mehr als 70% eine überwiegende Zustimmung, die bislang bereits thematisierten Erfahrungen sehr wohl als „Zeichen der Zeit“ ansehen zu können und entsprechend auswerten zu sollen. Daneben gibt es kritische Hinweise auf viele andere, bisherige und aktuelle „Zeichen der Zeit“, die unberücksichtigt geblieben bzw. aktuell in den Hintergrund getreten seien, wie z. B. die Klimakrise.³⁷

Redlich wirkt es, wenn die Zuweisung eines „Zeichengehaltes“ einhergeht mit gleichzeitig eingestandener Ungewissheit und Zurückhaltung, was dessen Deutung betrifft: So werden argumentationslogisch die zwei verschiedenen Ebenen auseinandergelassen und dem Verdacht einer „Überrumpelungsrhetorik“ von vornherein entgegengetreten. Mit anderen Worten: Gemäß der skizzierten Ernsthaftigkeit gegenüber den „Sorgen und Nöten“ der Menschen ist die ebenso sorgfältige Erkundung, welche Einsichten und Konsequenz Kirche daraus zu ziehen habe, ein nächster, anspruchsvoller Schritt.

In diese Richtung geht die Frage, welches nun die wesentlichsten Themen seien, die Corona hinsichtlich des kirchlichen Auftrags zutage gefördert habe (G18).³⁸ Soviel Raum, wie der Abbruch bloßer Gewohnheiten bei Schilderung der Ausgangserfahrungen einnahm, wird dies hier kaum noch thematisiert – offenkundig wurde die Fragestellung tatsächlich in ihrer gedanklichen „Vorwärtsbewegung“ verstanden und aufgegriffen. Auch hinsichtlich anderer Krisensymptome wird die Reformbedürftigkeit von Kirche beinahe als selbstverständlich vorausgesetzt – unter eher stichwortartiger

³⁶ Eine sehr bedenkenswerte Veranschlagung bei gleichzeitiger Wendung des Begriffs findet sich bei: Hans-Joachim Höhn, Im religiösen Dunkelfeld? Coronare Assoziationen, in: Pastoralblatt 73 (2021) 10–15.

³⁷ In gewisser Weise ist dies eine weitere Variante der bereits wiedergegebenen Befürchtung, durch Corona und der Beschäftigung mit dem unmittelbaren Umgang damit würden die grundlegenden Fragen ausgeblendet – sei es im Zusammenhang von Strategieplanungen im Pastoralteam, sei es beim Synodalen Weg etc.

³⁸ Dem widerspricht auch nicht die in einem Kommentar zu G14 geäußerte Warnung, die „Hinweisfunktion“ des „Zeichens“ nicht überzustrapazieren – zugunsten der Grundbotschaft, in nicht-handhabbaren Krisen dennoch nicht alleine dazustehen.

Benennung struktureller Schieflagen wie auch inhaltlicher Anfragen. Für die Qualität und Ergiebigkeit der zusammengetragenen Impulse (*ceterum censeo*: die eine Auswertung durch weitere Interessierte lohnt) spricht auch, wie wenig sie sich auf unmittelbare „Aktionismen“ beziehen, mit denen diese Problemlagen anzugehen seien. Im Vordergrund steht eine eingehende Reflektion entscheidenderer Themen: vom Inhalt der Botschaft für heute bis hin zum Selbstverständnis von Kirche als ihrer „Anwältin“ – in der ganzen Breite von Zuwendung zu Menschen, über liturgische (Eigen-)Belange hinaus.

In der Tat lässt sich aus den über 230 Einzelantworten eine klare Erkenntnis extrahieren, was eine – durch Corona – noch bewusstere Ausrichtung kirchlichen Tuns angeht: Zusammengefasst geht es um diakonisches Kirche-Sein, sich also der Sorgen und Nöte der Menschen anzunehmen, ihnen darin zur Seite zu stehen und so eventuell Trost und Hoffnung vermitteln zu können. Die neuerdings gern zitierte „Schwarmintelligenz“, die der Gesamtheit von Beiträgen zukomme, zeigt sich auch darin, wie aus den an sich ja isoliert formulierten Statements die Emergenz einer differenzierten Gesamtdiskussion zu konstatieren (oder redlicher gesagt: zu konstruieren) ist. So wird denn das zuerst benannte Eintreten gegen individuelle Einsamkeit etc. in einem weiteren Schritt erweitert um den kirchlichen Auftrag zu Vergemeinschaftung und Solidarität. Der dritte Aspekt des Auftrags lässt sich überschreiben als prophetisches Ein- bzw. Aufstehen für Grundwerte – wozu es eines gesellschaftskritischen Wirkens auch auf politischer Ebene bedürfe. *Last but not least* sei durch die corona-bedingten Unterbrechungen bisheriger Praxisformen ein spiritueller Auftrag deutlich geworden, dessen Ziel als Selbstermächtigung von Gläubigen sowie als Sinnorientierung in existentiellen Fragen skizziert wird.

Wie bei dem zuletzt umrissenen Item verschiedene Aspekte und Dimension (hier: des kirchlichen Tuns) nicht diskursiv einander gegenüber, geschweige denn in Konkurrenz zueinander stehen, so gilt es abschließend auch die bislang erhobenen Thesen zu einem wenigstens groben Gesamtbild zu integrieren (selbstbewusst formuliert: im Sinn eines Schatzes, der gehoben wird).

Zusammen(-)denken – inhaltliche und prozedurale Desiderata

Der Anspruch besteht nicht darin, an dieser Stelle eine „Lösungs-“ oder gar Handlungsstrategie auszubuchstabieren – zumindest nicht auf einer inhaltlichen, pastoralpraktischen Ebene. Als Grundlage einer solchen wird jedoch in prozeduraler Hinsicht eine notwendige Strategie sehr deutlich, wie sie schon als „roter Faden“ einen Großteil der Erhebung durchzieht und insofern nicht mehr überraschend, in der Praxis aber nichtsdestotrotz sehr geboten ist: So erachten über 70% der teilnehmenden Pastoralen eine theologische Reflektion als unerlässlich, was Änderungsnotwendigkeit und Vergewisserung hinsichtlich des kirchlichen Auftrags angeht (G10). Dies nicht von jedem Team einzeln einfordern zu können, liegt auf der Hand. Dazu ist schon allein die

wissenschaftliche Auseinandersetzung mit pastoralen Ansätzen zu divers.³⁹ Auf der subjektiven Ebene treten die Diskrepanzen bei Kirchenbild und Selbstverständnis noch unkaschierter hervor. An sich disqualifizieren sich Apologetik und kontroverstheologische Beharrungen angesichts der nicht erst durch Corona bestehenden Herausforderungen von selbst. Jedoch kommt es wohl nicht von ungefähr, wenn ein durchgängiges Moment (und Momentum) der zitierten Mehrheitsmeinung darin besteht, überhaupt erst die „kirchliche Selbstbezüglichkeit“ überwinden zu wollen. Ohne damit selbst in einer Anti-Haltung zu verharren, werden positive Orientierungen herausgestellt, wie die jesuanische (und konzilsgemäße) Hinwendung zu Sorgen, Nöten und Fragen der Menschen von heute. Erneut begegnet hier also die diakonische Ausrichtung von Kirche als (einzig gangbarer) Weg in die Zukunft – und zurück zu sich selbst. In einem davon abgeleiteten Schritt führt dies zu einem kritischen Überdenken von einseitigen Schwerpunktsetzungen im liturgischen Bereich – ist jedoch nicht anfänglich durch dieses definiert.

Zugunsten eines konstruktiven Austauschs über die anstehenden Fragen ist wichtig im Sinn zu behalten, dass es hier nicht um berufsgruppen-spezifische Manifeste geht, sondern um das Votum für eine fachlich fundierte Veranschlagung von theologischen Wissenschaftsdisziplinen als gemeinsamem Referenzpunkt.

Aus einem nüchternen Blick auf die gegenwärtige Praxis ist von diesem prozeduralen Desiderat auch eine gehörige Anzahl von inhaltlichen Änderungsbedarfen zu erwarten.

Hier erst spielt der „Sitz im Leben“ der vorliegenden Umfrage eine Rolle: Immerhin handelt es sich um eine Initiative des Berufsverbands der Pastoralreferent*innen. Der Selbstanspruch, als akademische Theolog*innen pastorale Analysen und Reflektionen beizusteuern, wird von diesem Projekt ansatzweise selbst eingelöst. Doch bleibt es ja vom Aufgabenprofil her nicht bei einem rein wissenschaftlichen „Referieren“ stehen. Vielmehr gilt es, diesen Beitrag auch an jedem einzelnen Einsatzort zu leisten – sei es in der pfarrlichen oder kategorialen Seelsorge, sei es bei dazugehörigen Funktions- und Leitungsstellen.

So ist eines der eindeutigsten Quoren die Selbstverpflichtung, sich auf diözesaner Ebene und/oder durch den Berufsverband bei der theologischen Bearbeitung der bislang erhobenen Erfahrungen in der Corona-Pandemie einzubringen (G15). Gewinnbringend erscheint dies neben der Ausgangsqualifikation auch durch die weit gefasste Auftragsformulierung der Berufsfacetten und die – gesamtheitlich gesehen – Verortung in allen drei *munera*⁴⁰ und in verschiedensten Lebenszusammenhängen. Ange-

³⁹ Zur Heterogenität dessen, was unter dem scheinbar so klar umrissenen Kernbegriff der „Seelsorge“ an teilweise kontradiktorischen Ansätzen subsumiert wird, vgl. Honemann, Seelsorge 2.0 (s. Anm. 27).

⁴⁰ Christian Bauer empfiehlt eine Entflechtung des kirchlichen Amtes: „... dass das neuzeitliche Priesteramt nach dem Modell eines Weihnachtsbaums mit immer neuen ‚Christbaumkugeln‘

strebt wird nicht ein elitäres Leitungs- oder Konzipierungsmonopol als Form von „Expertokratie“ und „Laien-Klerikalismus“. Vom inneren Wesen des Berufsverständnisses her kann es nur um Partizipation und gemeinsame Erkenntnisbemühungen gehen. Auch nicht erst durch oder seit Corona erweist sich das Hineintragen von Lobbypolitik in solche *crucial questions* als verantwortungslos gegenüber dem, worum es letztlich gehen sollte – und offenkundig (geworden) gehen muss: dem gemeinsamen Bemühen darum, wie eine Kirche der Zukunft ihrem Auftrag (wieder) gerecht werden kann. Der Diskurs braucht die Offenheit für Reflektionspartner*innen aus anderen Berufs- und Einsatzgruppen. Dazu möchte beschriebenermaßen auch die zugrunde liegende Erhebung einladen: eben zusammen(-)denken.

Martin Holzner

Pastoralreferent im Erzbistum München und Freising, Mobile Reserve für die Seelsorge in den Kliniken im Großraum München

Vorsitzender des Berufsverbandes der Pastoralreferent*innen Deutschlands e.V. (BVPR)

Schopenhauerstr. 67

80807 München

umfrage(at)bvpr-deutschland(dot)de

Elmar Honemann

Diözesanreferent für Personaleinsatz im Bistum Limburg

Mitglied im Vorstand der Bundeskonferenz der Diözesan- und Einsatzreferent*innen

Bischöfliches Ordinariat Limburg

Dezernat Personal, Roßmarkt 4

65549 Limburg

e.honemann(at)bistumlimburg(dot)de

behängt wurde, ist kein unumkehrbarer Prozess.“ (Christian Bauer, Propheten des Volkes Gottes? Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten im Rahmen der Drei-Ämter-Lehre, in: Michael Felder – Jörg Schwaratzki [Hg.], Glaubwürdigkeit der Kirche. Würde der Glaubenden, Freiburg i. Br. 2012, 117.)